

Das Pfennig-Magazin

der

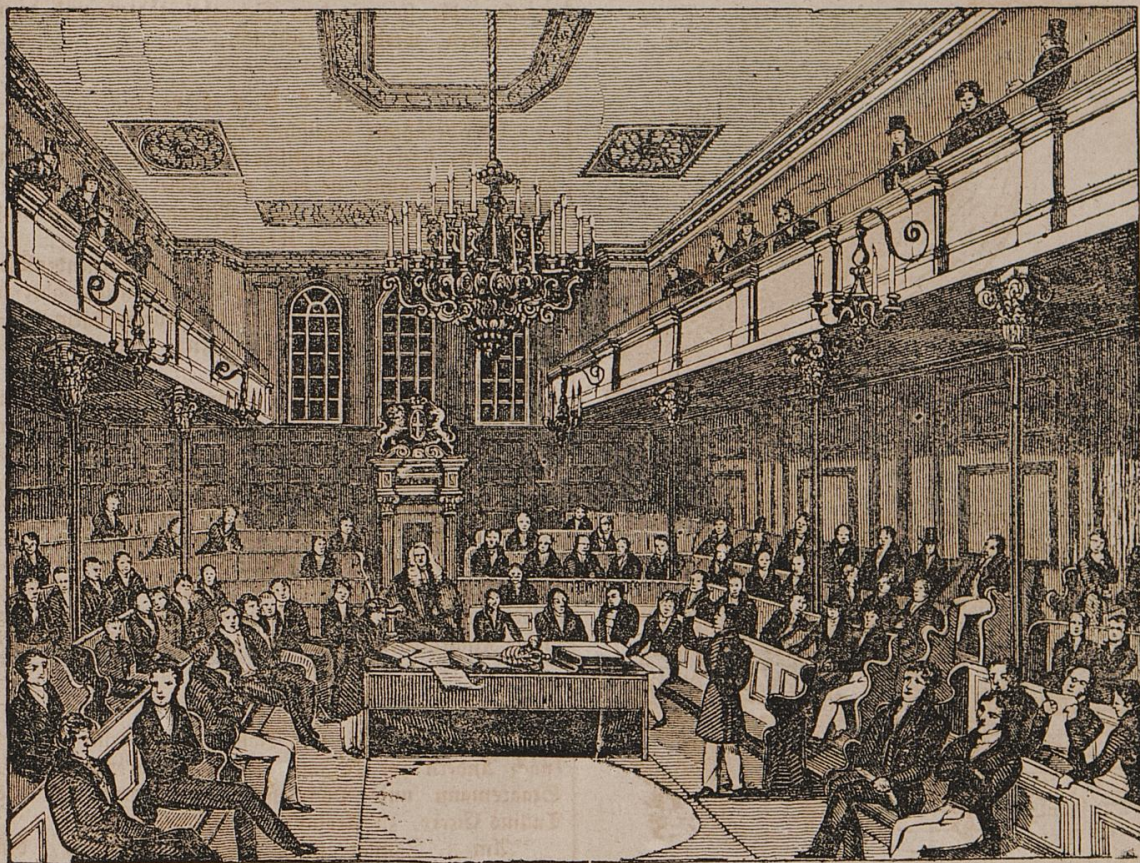
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

37.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Januar 11, 1854.

Das britische Unterhaus.



Der Sitzungssaal der britischen Volksrepräsentation, oder des sogenannten Unterhauses, war ursprünglich eine vom Könige Stephan dem heil. Stephanus gewidmete Kapelle. König Eduard III. gab ihr eine etwas veränderte Gestalt und verwandelte solche in eine Kollegiatkirche mit einem Dekan und zwölf Weltgeistlichen. König Heinrich VI. ließ sich solche abtreten und räumte sie zur Versammlung des Hauses der Gemeinden ein.

Nach der Vereinigung Irlands mit Großbritannien war der noch jetzt sehr enge Saal der Versammlung offenbar zu klein, daher wurden, bis auf die Pfeiler, welche das alte Gewölbe trugen, die Seitenwände gänzlich abgebrochen. Die neuen Mauern wurden hinter den Pfeilern wieder aufgeführt. Der jetzige Versammlungssaal ist zwar für die zahlreiche Berathung zu klein, jedoch in einem edlen einfachen Baustyle ausgeschmückt. Längs dem westlichen Ende läuft an der nördlichen und südlichen Seite eine Reihe schlanker eiserner Pfeiler mit vergoldeten korinthischen Kapitälern hin. Die Wände sind getäfelt, und die Parlamentsglieder sitzen auf Kissen, welche mit Leder überzogen sind.

Die Kapelle unter dem Versammlungssaale ist wohl unterhalten und die Decke der einen Seite eines

Säulenganges eben so schön, als die Deckenverzierung in der Kapelle Heinrich's VII. Die übrigen Gebäude des schmalen Hofes des Palastes bilden einen Theil der Wohnung des Sprechers. Aus dieser tritt er in die Versammlung der Gemeinden, indem ihm der Scepter vorgetragen wird und ihm ein Schlepenträger u. s. w. folgt.

Der reichvergoldete Stuhl des Sprechers steht etwas höher, als der Sitz der Parlamentsglieder in einiger Entfernung von der Wand und über ihm hängt das königl. Wappen. Vor diesem Stuhle steht der mit grünem Tuche überzogene Tisch, an dem die Sekretäre sitzen, welche die Verhandlungen niederschreiben, die Titel der Bills, und was sonst nöthig ist, vorlesen. An der rechten Seite des Sprechers sitzen gewöhnlich die Staatsbeamten, sie heißt daher die Schatzkammerbank, und gegenüber an der linken Seite sind die wichtigsten Männer von der Opposition, also die Gegner der Minister.

Die Loge, dem Stuhle des Sprechers gegenüber, ist für das Publikum bestimmt, und kann etwa zweihundert Personen fassen, von denen die Hälfte Geschwindtschreiber für die Zeitungen seyn mögen. Die

Zuhörer müssen sich ruhig verhalten, sich sofort setzen, dürfen weder lesen, noch laut reden oder lachen. Jedes Mitglied spricht nach Belieben, aber stets mit Anstand, von seinem Sitze aus. Mancher Redner sagt zwar dem Gegner die bittersten Sachen, jedoch wird er sich immer mit Achtung vor der Persönlichkeit ausdrücken.

Gewöhnlich beginnen die Sitzungen des Unterhauses um 4 Uhr Nachmittags. Einige Minuten vorher erscheint der Sprecher und stellt sich oben an der Tafel rechts an der Schatzkammerbank. Der zur linken Seite des Sprechers oben an der Tafel sitzende Kapellan des Hauses der Gemeinden liest vor dem Anfange der Berathung die herkömmlichen Gebete vor. Stehend vor seinem Stuhle zählt der Sprecher die Zahl der Anwesenden, ob etwa weniger als 40 Mitglieder anwesend sind, weil nur vor 40 Mitgliedern die Geschäfte vorgenommen werden können; wenn diese Zahl nicht anwesend ist, verschiebt man die Sitzung bis zum nächsten Tage.

Der jetzige Sprecher ist Herr Charles Manners Sutton. Nach der Einführung der Reform besteht das Haus der Gemeinden aus folgenden Abgeordneten:

A. Aus England.		
26 Grafschaften, senden jede 4.....	104.	
7 — — — — — 3.....	21.	
6 — — — — — 2.....	12.	
Die große Grafschaft York.....	6.	
Die Insel Wight.....	1.	
133 Städte und Flecken, jede 2.....	266.	
33 Flecken, jeder 1.....	33.	
Die Stadt London.....	4.	
Die Universitäten Oxford und Cambridge, jede 2	4.	
B. Aus Wales.		
3 Grafschaften, jede 2.....	6.	
3 Grafschaften, jede 3.....	9.	
14 Flecken Distrikte, jeder 1.....	14.	
C. Aus Schottland.		
33 Grafschaften.....	28.	
Edinburgh und Glasgow, jedes 2.....	4.	
18 Flecken Distrikte, jeder 1.....	18.	
D. Aus Irland.		
32 Grafschaften, jede 2.....	64.	
6 Städte, jede 2.....	12.	
27 Flecken, jeder 1.....	27.	
Die Universität Dublin.....	2.	

635.

Das Unterhaus hält selten Sonnabends Sitzungen und verhandelt selten am Mittwoch wichtige Angelegenheiten.

Jedes Mitglied, welches die Berathung eines gewissen Gegenstandes zum allgemeinen Besten (public bill) wünscht, erklärt diese Absicht mündlich, und der Antragende muß von einem zweiten Mitgliede unterstützt werden. Zur Kenntnißnahme aller Mitglieder wird dieser Vorschlag in das Sitzungsprotokoll eingetragen. An dem zur Motion, d. h. der ersten Prüfung des Antrags anberaumten Tage entwickelt der Antragende kurz die Grundsätze und den Zweck des Antrages und bittet um Erlaubniß, die Bill einbringen zu dürfen, welches das Haus entweder bewilligt oder abschlägt. Wenn die Bill, d. h. der Entwurf eines Gesetzes, wirklich eingeliefert worden ist, so wird von den Gegnern alles Mögliche vorgebracht, um ihre Verwerfung im Ganzen zu erlangen. Haben aber die Gegner diesen Zweck nicht erreicht, so bitten die Einbringer um die erste Vorlesung. Nachdem sie bewil-

ligt worden und stattgefunden hat, erfolgt der Befehl, daß sie gedruckt werden soll, und der Tag zur zweiten Vorlesung wird bestimmt.

Bei der zweiten Vorlesung wird wieder zuerst darüber berathen, ob die Bill im Ganzen und in Erwägung des Endzwecks und der Absichten angenommen werden kann? Da dies eine Hauptfrage ist, so muß in dieser Vorlesung die Bill angenommen oder verworfen werden. Passirt die Bill bei der zweiten Vorlesung, so wird beschloffen, an welchem Tage sie von dem ganzen Hause im allgemeinen Ausschusse oder von einer dazu erwählten Kommission genau erwogen werden soll. Nach der zweiten Vorlesung wird die Bill auf Pergament in's Reine geschrieben.

Hierauf verwandelt sich das Haus in einen allgemeinen Ausschuss: der Sprecher verläßt seinen Stuhl, und der Vorstand des Ausschusses wird Vorsitziger, nimmt aber nicht den Platz des Sprechers ein, sondern setzt sich oben an die Tafel, wo gewöhnlich der erste Sekretär sitzt. Dann schreitet das Haus zur Prüfung der einzelnen Artikel, entweder wie sie in der Bill nach einander folgen, oder in einer andern natürlicher befundenen Folge. Wenn die Zeit zu kurz ist, um alle Punkte der Bill in einer Sitzung zu berathen; so nimmt der Sprecher wieder seinen Sitz ein, und der Vorsitziger des Ausschusses trägt vor, wie weit die Berathung gelangt ist, und bittet um die Fortsetzung der Berathung.

Die späteren Zusätze der Bill (Amendments) bei der dritten Vorlesung werden auf besondern Pergamentblättern angehängt. Es müssen jedoch diese Verbesserungen nicht das Wesentliche der Bill abändern.

Wenn die Bill im Unterhause passirt und nicht vorher im Oberhause berathen worden ist, so wird sie an die Lords geschickt, und haben diese sie angenommen, so bedarf sie, um Gesetz zu werden, nur noch der Zustimmung des Königs.

Die Bills betreffen entweder das sogenannte allgemeine Wohl (public bills) oder Privatsachen (private bills) oder Geldbewilligungen (money bills); letztere gehen immer zuerst vom Hause der Gemeinden aus. Verwirft der König eine Bill oder bestätigt er solche, so geschieht beides im franz. alt-normännischen Kanzleistyle.

Der Grund der sogenannten Privatbills ist immer die Bittschrift eines Supplikanten, der um die Ertheilung einer Bill ansucht. Diese Bittschrift muß von einem Mitgliede des Hauses der Gemeinden übergeben werden. Gerade diese Berathungen enthalten für andre Völker und das britische selbst oft mehr Lehrreiches, als die Debatten der allgemeinen Bills, wo so Vieles berührt wird, was Jedermann dafür und dawider längst kannte. Vielleicht hat kein anderes civilisirtes Volk eine mangelhaftere allgemeine Gesetzgebung, als die so häufig von Unkundigen gepriesene englische ist; deshalb sucht auch dort oft ein kluger Supplikant durch Erwirkung eines besondern Gesetzes wegen eines gewissen Privatinteresses einem kostbaren Prozesse auszuweichen.

Wenn sich bei der Berathung über die Bill der mindeste Widerspruch zeigt, so wird die Prüfung derselben an eine ausgewählte Kommission verwiesen; und fällt der Bericht der Kommission günstig aus, so wird die Privatbill zum ersten Male verlesen und das nachherige Verfahren ist demjenigen der öffentlichen Bills gleich.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Leben König Friedrich August's
von Sachsen.

Wie bekannt, war Friedrich August ein sehr ge-
rechter, weiser und billiger Fürst; Härte war ihm fremd;
vor seinen Augen waren alle seine Unterthanen gleich;
sollte er aber wählen und bestimmen, so galt ihm der
ehrliche Mann mehr, als der mit der höchsten Klugheit
begabte. Die Wahrheit der nun folgenden kleinen Ge-
schichten kann der Einsender verbürgen, und sie scheinen
vorzüglich deshalb der Aufbewahrung werth, weil sie
eben beweisen, wie gerecht er war, und wie auch das,
was man von so vielen Menschen oft hinsichtlich der
Eigenheiten seines Privat-Lebens tadeln hörte, doch
bei ihm auf richtige Ansichten gegründet war.

Was die erste Anekdote betrifft, so gab es ein-
mal folgende Scene in des (damaligen) Kurfürsten
Zimmer. Einem Kapitän seiner Garde hatte man in
Hinsicht der Beförderung Unrecht gethan, und er büßte
dadurch auf mehrere Jahre die Einkünfte der ihm ent-
gangenen Compagnie ein. Er bat dringend um persön-
liche Erscheinung bei Sr. Durchlaucht; diese ward be-
willigt, der Vortrag des Offiziers ruhig angehört, und
sodort ihm folgende Antwort ertheilt: „Sie haben
Recht, Herr Hauptmann, Sie sollen entschädigt wer-
den; aber bedenken Sie wohl, daß durch begangene
Fehler der Minister auch Fürsten zu Irthümern kön-
nen verleitet werden.“

So entließ er ihn, und schon den vierten Tag
hernach erhielt der Kapitän aus der Privatkasse Frie-
drich August's eine genügende Entschädigung.

In Bezug auf die oben erwähnte pünktliche, ge-
naue Ordnungs-Liebe Friedrich August's, so wie sein
nach der sogenannten Etikette geregeltes Leben verdient
hier folgende Bemerkung ihren Platz: Niemanden ziemt
es besser, seine Zeit zu nützen und streng einzuthelen,
als eben einem Fürsten; dann werden nicht ganze
Tage — wie an manchen Höfen gebräuchlich ist —
mit vergeblichem Warten hingebacht. Was nun dieses
Fürsten Anhänglichkeit an bestimmte Gebräuche und Hof-
Ordnung betrifft, so hielt er zwar darauf; aber er be-
trachtete es als ein nothwendiges Uebel, und machte sogar
seine Scherze darüber; z. B. als er eines Tages mit
seiner Gemahlin sich in den Wagen setzte, um auszufah-
ren, bemerkte diese, daß der Himmel trübe sey und sagte:
„Ach, es wird gewiß regnen!“ — „Man muß es,“
erwiderte ihr Gemahl, „im Hof-Marschall-Amte be-
fehlen, daß es nicht regnet.“

Ein dritter und ausgezeichnete Zug im Leben dieses
edlen Fürsten aber, in welchem man besonders die
Weisheit und Rechtlichkeit des Regenten erkennt, ist
folgender: — Einer der vornehmsten Herren des
Hofes hatte nämlich einen Sohn, welcher ein großer
Wüstling war, ein ausschweifendes Leben führte und be-
sonders auch an dem Spieltische viel Zeit verbrachte.
Ohngeachtet die Aussicht in Dresden damals sehr streng
war, hatte sich doch ein Spieler von Profession einzus-
schleichen gewußt und in seinen Schlupfwinkel Leute ge-
lockt, denen er in dem bekannten Pharaon das Geld ab-
nahm; auch jener junge Herr von * fand sich ein, spielte
und verlor schon in wenig Tagen erst alle seine Baarschaft,
dann auf Kredit gegen 6000 Rthlr., stellte Wechsel darü-
ber aus, dachte aber in seinem Herzen darauf, wie er den
Spieler doch würde zwingen können, auf das Geld Ver-
zicht zu leisten. Zu dem Ende wendete er sich also an
seinen Vater, der es dem Regenten klagte und darauf
antragen sollte, daß die Schuld, als ein unerlaubter Ge-
winn, einem — vielleicht sogar falschen Spieler — nicht

ausgezahlt zu werden brauchte; da sagte Friedrich August:
„Daß der Spieler hier gebuldet worden ist, bleibt ein Ver-
sehen der Polizei, und dieses werde ich zu bestrafen wissen;
daß Ihr Sohn aber spielt, ist sein Fehler, — deshalb
muß er zahlen; — denn, mein Lieber, würden Sie
mir das Alles auch gesagt haben, wenn Ihr Sohn ge-
wonnen hätte?“ —

Hans Joachim von Zietzen,

Königl. Preuß. General der Kavallerie.

Hans Joachim von Zietzen wurde am 18. Mai
1699 auf dem Landgute seines Vaters Wustrau, in
der Grafschaft Ruppin, sieben Meilen von Berlin,
geboren. — Seine Erziehung blieb bis in's dreizehnte
Jahr seiner Mutter überlassen; dann kam er in die
Hände eines Hofmeisters, von dem er indessen auch
nicht viel lernte. Sein Charakter war früh schon fest
und rechtlich; als er daher zufällig bemerkte, daß sein
Erzieher einen unmoralischen Lebenswandel führe, ver-
lor dieser alle Achtung in den Augen des Schülers.
Ergürt darüber, wollte der Lehrer ihn einst thätlich
bestrafen; das ließ sich aber der dreizehnjährige Hans
Joachim nicht gefallen, er wehrte sich, ging zu sei-
nem Vater, stellte diesem vor, daß er vor einem lie-
derlichen Erzieher keine Achtung haben könne, und die
Folge dieses offenen rechtlichen Benehmens war, daß der
Vater den Lehrer mit Schimpf und Schande fortjagte. —

Schon im neunten Jahre zeigte sich Hans Jo-
achim's Vorliebe für den Soldatenstand. In dieser
Zeit nämlich kamen öfters Urlaube auf das Land;
diese flößten ihm eine solche Neigung für Soldaten
ein, daß er alle Sonnabende nach dem vier Meilen ent-
legenen Städtchen Ruppin ging, wo die nächste Gar-
nison lag, und sich dort einen militärischen Haarpopf
von den Soldaten drehen ließ; denn der militärische
Haarpopf wurde damals zur Auszeichnung vor allen
andern gepudert getragen.

Als er 14 Jahre alt wurde, gab der Vater den
instandigen Witten des Sohnes nach, und ließ ihn
als Fahnenjunker in das damalige Infanterie-Regi-
ment von Schwendy eintreten, welches in Spandau,
Frankfurt, Rottbus, Treuenbriegen und Belsig in Gar-
nison stand. Mit dem Segen seines Vaters verließ
er Wustrau, und begab sich in die Garnison, wo der
Chef des Regiments, General v. Schwendy, wohnte,
und stellte sich steif gebügelt und geschneigelt seinem
neuen Beschützer vor. Als er in die Thür trat, lag
der General eben im Fenster; kehrte sich aber auf das
ehrerbietige Räuspern Zietzen's um und sagte:

„Was will Er?“

Ich bin gekommen, um dem Herrn General meine
gehorsamste Aufwartung zu machen, antwortete Zietzen.

„So! Na, so thu' er das!“ rief der General
kalt und mit einem geringschätzenden Seitenblicke auf
die unansehnliche Figur des neuen Fahnenjunkers, dann
kehrte er sich gleichgültig um, und legte sich wieder
in das Fenster, während Zietzen niedergedonnert von
einem solchen Empfange, hocherglühend von Beschä-
mung und Aerger an der Thür stehen blieb.

Noch im höchsten Alter hat Zietzen oft dieses
Vorfalles mit Unwillen gedacht, und er giebt in der
That ein leider ziemlich treues Bild der vornehmen
Sitte jener Zeit. —

Im Jahre 1710 wurde er wirklicher Fähnrich
und blieb es, bis der Graf v. Schwerin das Infan-

terie-Regiment von Schwendy erhielt. Dieser General hatte früher in meklenburgischen Diensten gestanden, und brachte von dort her viele vornehme und reiche Bekannte mit, die sämmtlich beim Regimente angestellt und zum Nachtheile der schon dienenden Offiziere befördert wurden. Auch Zietzen, dessen kleiner Wuchs und damals noch schwache Stimme ihm in der Meinung seines neuen Chefs Schaden that, wurde zurückgesetzt. In seiner Kränkung verlangte er den Abschied und erhielt ihn auch sogleich.

Unter dessen war sein Vater gestorben, und Zietzen begab sich daher auf das ererbte Gut, um ganz der Landwirtschaft zu leben; denn sein erster Versuch beim Militär hatte ihm eben keine Lust gemacht, sein Glück weiter zu versuchen. — Doch vermochte er dem lebhaften Wunsche, Soldat zu seyn, bald nicht mehr zu widerstehen, und er machte deshalb eine Reise nach Berlin, wo er bei der Parade im Lustgarten von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm I. bemerkte, und, in Folge einer Unterredung, beim Dragoner-Regimente von Wuthenow, welches damals in Preußen garnisonirte, als Premier-Lieutenant angestellt wurde. —



Hans Joachim von Zietzen.

Dies war im Jahre 1726. Das genannte Dragoner-Regiment wurde zu jener Zeit von fünf auf zehn Schwadronen vermehrt, und Zietzen wurde dazu bestimmt, die Ergänzungs-Pferde von Berlin aus nach Tilsit, in Preuß. Lithauen, zu führen. Auf der Reise dahin rettete seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit die ganze Remonte, welche bei dem Uebergange über die Weichsel in Gefahr war, in den Wellen des mit Eise treibenden Stromes unterzugehen. Der für Zietzen neue Dienst bei einem Kavallerie-Regimente beschäftigte den stürmischen und thätendurstigen jungen Offizier auf das Angenehmste, und er würde in seiner neuen Stellung sich ganz glücklich gefühlt haben, wenn ihm nicht die Feindschaft seines Stabsrittmeisters viel Verdruß zugezogen hätte.

Die Feindschaft dieses Offiziers aber schrieb sich von folgendem Vorfalle her: Die Leibschwadron, bei welcher Zietzen stand, war eines Tages, wie gewöhnlich,

zur Kirchenparade versammelt, und wartete auf den Rittmeister; da dieser aber nicht kam, so riß, nach Zstündigem Warten, den versammelten Offizieren die Geduld aus, und sie drangen in Zietzen, als Premier-Lieutenant, die Schwadron antreten zu lassen. — Zietzen gab endlich, wiewohl ungern, dem Verlangen nach, und hatte eben antreten lassen, als der Rittmeister erschien. Dieser war äußerst aufgebracht darüber, gab Zietzen einen sehr harten Verweis, und versetzte sich durch das Gefühl, selbst einen groben Fehler begangen zu haben, so in Wuth, daß er alle Schranken übersprang, und sich so weit vergaß, ihm laut zuzurufen: „Herr Lieutenant! nur keine Männerchen gemacht, das verbitte ich mir.“ Das war ein Ausdruck, den ein Offizier nicht auf sich sitzen lassen konnte. Als die Kirche beendet war, trat Z. zu dem Rittmeister und verlangte Genugthuung; dieser aber machte Ausflüchte, sagte, er habe nur gescherzt, und wollte sich durchaus auf ein Duell nicht einlassen. Als Zietzen aber männlich und entschlossen in ihn drang, entfloß der Rittmeister, eilte zum General und zeigte den ganzen Vorfall an. Die Folge davon war, daß Zietzen augenblicklich verhaftet und später durch einen Urtheilspruch des Königs, dem die ganze Sache höchst partheiisch vorgetragen worden war, zu einjähriger Festungsstrafe in der Citadelle Friedrichsburg bei Königsberg verurtheilt wurde.

Nachdem Zietzen mit geduldiger Ergebung in sein hartes und unverdientes Schicksal ein Jahr in jener Citadelle zugebracht hatte, kehrte er zurück, und mußte die traurige Erfahrung machen, daß der Haß des Stabsrittmeisters sich noch vermehrt hatte, und die Verfolgungen von Neuem begannen; sowohl in, als außer dem Dienste versäumte er keine Gelegenheit, Zietzen zu kränken und zu verletzen, um so mehr, als sämmtliche Offiziere, die sein zweideutiges Benehmen bei der Herausforderung Zietzen's verachteten, ihn offenbar vermieden und nicht mit ihm umgehen wollten. Dieß brachte den Stabsrittmeister endlich ganz außer aller Fassung, und er beschloß, sich ein für allemal auf eine in die Augen fallende Weise zu rächen. Zu diesem Ende fiel er eines Tages bei hellem Mittage mit gezogenem Degen über Zietzen her, der eben von einem Besuche kam, und würde ihn wahrscheinlich meuchlings ermordet haben, wenn Zietzen nicht rasch den Degen gezogen hätte. Unglücklicher Weise brach aber die Klinge unter den wüthenden Schlägen seines Gegners, und der Angefallene hatte gerade nur noch so viel Zeit, dem Rittmeister das schwere Degengefäß in's Gesicht zu werfen, wodurch dieser betäubt zurücktaumelte. Zietzen sah sich jetzt nach einer andern Waffe um, und ergriff eine große Baumstange, mit welcher er die erneuerten Angriffe des Rittmeisters, welcher sich bald wieder erholt hatte, abwehrte. Endlich kam ein anderer Offizier dazu, der sich sogleich mit gezogenem Degen zwischen Beide warf, sie trennte, in Verhaft nahm und Beide in die Wache bringen ließ.

Übermals war es bei diesem Vorfalle das Schicksal Zietzen's, den Kürzeren zu ziehen. Ein höchst partheiischer Bericht ging nach Berlin, und ein Urtheil kam zurück, durch welches der Rittmeister zu einer dreimonatlichen Festungsstrafe verurtheilt, Zietzen aber kassirt wurde.

Höchst niedergeschlagen, aber getröstet durch sein Bewußtseyn, kehrte Zietzen auf sein Gut zurück, und in dieser Periode seines Lebens ist es, wo er sich unstreitig am Edelsten zeigte. Oft wurde ihm nämlich angeboten, in fremde Dienste zu treten, aber er hörte nicht auf

die Stimme seiner gekränkten Ehre, sondern nur auf den Ruf der Vaterlandsliebe und des wahren Patriotismus. Er kam häufig nach Berlin und hatte hier das Glück, dem General-Feldmarschall von Buddenbrock und dem General-Lieutenant von Glanz persönlich bekannt zu werden, welche Männer bald erkannten, wie Unrecht dem verdienstvollen Zietzen geschehen sey, und Alles anzuwenden versprachen, den König wieder gnädig für ihn zu stimmen, was aber nicht leicht war. Indessen kam ein glücklicher Zufall dem Wohlwollen dieser Biedermänner zu Hülfe.

Im Jahre 1729 hatte nämlich der König bei seiner Tochter, der Markgräfin von Bayreuth, einen Besuch abgestattet und an dem Hofe derselben ein kleines Korps Husaren gesehen, welches eigentlich nur dazu bestimmt war, zum Staate dem Markgräflichen Wagen vorzureiten. — Die Uniform war auffallend zierlich; — und das Benehmen und der militärische Anstand dieses kleinen Korps gefiel dem Könige außerordentlich. — Er beschloß daher augenblicklich, ein ähnliches Korps in der Armee zu errichten, zu welchem Zwecke der Markgraf Sr. Majestät gleich eine bedeutende Anzahl auserlesener Leute schickte, welche als der Stamm betrachtet werden können, aus dem das später so berühmt gewordene Zietzen'sche Husaren-Regiment entstanden ist. — Den ganzen Winter war die Organisation dieses neuen Husarenkorps das Lieblingsgeschäft Sr. Majestät, und der General von Buddenbrock erhielt den Befehl, geeignete Männer zur Besetzung der Offizierstellen vorzuschlagen. Hier war nun Gelegenheit vorhanden, das gegebene Wort zu lösen und es geschah. Trotz dem, daß der König bei der bloßen Nennung von Zietzen's Namen schon in Zorn gerieth, gelang es den anhaltenden Vorstellungen der Gönner unsers Zietzen doch, ihm ein Lieutenants-Patent bei der neuerrichteten Husaren-Kompagnie zu verschaffen. — Im 32ten Jahre seines Alters trat Zietzen sein neues Dienstverhältniß in Berlin, wo die Husaren garnisonirten, an, hatte aber bald die traurige Bemerkung gemacht, daß er hier eben so wie bei dem Schwendinschen und bei dem Dragoner-Regimente unendliche Händel und Unannehmlichkeiten zu gewärtigen haben würde. Sein Chef nämlich, der Rittmeister von Benckendorff, behandelte ihn auffallend streng, wozu wahrscheinlich die Aeußerung des Königs: „Ich hoffe, er wird sich künftig bessern und ruhiger verhalten, und ich will, daß sein Chef ein wachsameres Auge auf ihn hat!“ Veranlassung gegeben hatte.

Diese Worte hatte der Rittmeister sich nur zu genau gemerkt, und dehnte seine Aufsicht weit über die Schranken des Dienstverhältnisses aus. — Zietzen aber hatte es durch die bitteren Erfahrungen seiner früheren Laufbahn gelernt, sich zu beherrschen, und ertrug gelassen die oft erniedrigende Behandlung, die er sich von seinem Vorgesetzten mußte gefallen lassen, um so mehr, als der König ihm wieder seine ganze Gnade zugewendet hatte und ihn zur Anerkennung seines Eifers und seiner Diensttreue im Jahre 1731 zum Rittmeister bei der neuerrichteten zweiten Husaren-Kompagnie beförderte.

Um diese Zeit brach der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich über die polnische Thronfolge aus, in welchen auch das deutsche Reich wegen der Wegnahme von Kehl verwickelt wurde. —

Der König, dem es nicht allein darum zu thun war, schön aussehende Soldaten zu haben, sondern hauptsächlich ihre Fähigkeiten für den Krieg auszubilden wollte, führte 10,000 Mann an den Rhein, wo aber

die Unthätigkeit des schon altgewordenen Prinzen Eugen als österreichischen Feldherrn ihm bald den Aufenthalt verleidete. Der König ging daher nach Berlin zurück. (Der Beschluß folgt.)

Das ostindische Nashorn. (Rhinoceros indicus.)



Das ostindische Nashorn hat oben und unten zwei starke Vorderzähne und zwei kleinere zwischen den untern, und zwei noch kleinere außerhalb der obern. Auf der Nase befindet sich ein kegelförmiges, nach hinten gebogenes Horn, das bei ausgewachsenen Thieren 1 Fuß lang und noch darüber wird. Die Oberlippe hängt über die untere herab und hat in der Mitte einen dünnen Auswuchs, den das Thier verlängern und fingerartig bewegen kann, in dem ferner der feinste Sitz des Gefühles sich befindet und mit dessen Hülfe es Zweige von den Bäumen abbricht. Beide Lippen sind mit einer harten Kruste bedeckt.

Die dunkelbraune, hier und da röthliche Haut ist mit kleinen und größern Erhöhungen versehen und an mehreren Orten in große breite Falten neben- und übereinander gelegt. In der Tiefe oder in den Weichen der übereinander liegenden Schilde und Falten der schorfigen Haut ist diese weich und von fleischrother Farbe. Das ganze Thier scheint gepanzert oder mit dicken Decken behangen zu seyn.

Dergleichen das Thier plump gebauet ist, so kann es dennoch schnell laufen. Es erreicht eine Höhe von 7 Fuß und eine Länge von 12 Fuß, lebt in Ostindien, besonders jenseits des Ganges, liebt die Einsamkeit und sucht daher dichte schattige Wälder in der Nähe von Sümpfen und Flüssen auf und nährt sich vorzüglich von Bäumen, deren Blätter und saftige Zweige es zermalmt und verzehrt.

Es fällt keinen Menschen ungereizt an, ist aber sehr wild und gefährlich, wenn es angegriffen und zur Wuth gereizt wird. Das Horn ist dann seine fürchterliche Waffe und die dicke Haut ist ihm die beste Rüstung.

Man fängt dieses Thier theils in Schlingen, oder in verdeckten Gruben, in welchen spizige Pfähle aufgerichtet sind, theils wird es von Jägern, die auf Pferden sitzen, gejagt.

Dergleichen sein Fleisch grob ist, so wird es doch gegessen. Das Horn wird zu Griffen, Bechern ic. verarbeitet und die Haut giebt das stärkste Lederwerk zu Panzern, Schildern, Kutschenriemen ic.

Die alten Römer hatten ein- und zweihörnige Nashörner bei ihren Kampfspiele; nach den Römerzeiten hat man aber nur einhörnige Nashörner nach Europa gebracht, und zwar das erste 1513 nach Portugal, das zweite 1685 und das dritte 1736 nach England. Ein viertes Nashorn kam 1741 nach Am-

sterdam und später, 1746, nach Leipzig, wo man noch nie ein solches Thier gesehen hatte und wo es dem frommen Gellert die Veranlassung zu dem schönen Gedichte „der arme Greis“ gegeben hat. Ferner kam 1770 ein Nashorn nach Paris, 1800 eines nach London und endlich 1819 eines nach Deutschland, das auch auf der Leipziger Messe gezeigt wurde, und also das zweite und letzte war, das man bis jetzt daselbst gesehen hat.

Wasserstoffgas zur Erleuchtung.

Obgleich sich diese Art der Erleuchtung immer allgemeiner verbreitet, so ist doch die Art der Bereitung dieses Gases wenig bekannt. Man bedient sich, um dieses Gas zu erlangen, eines Destillirgefäßes, in der Form eines länglichen, eisernen, viereckigen Kastens, welcher an einem Ende durch einen Schieber mit einer Schraube verschlossen ist. Nachdem man in diesen Kasten die nöthigen Steinkohlen geschüttet hat, werden dadurch nicht ganz versperrte Zugänge der Luft mit Töpferthon verschmiert.

Das Destillirgefäß wird in einen Back- oder andern Ofen gesetzt, in welchem man ein so starkes Feuer anzündet, daß das eiserne Destillirgefäß sich röthet, und die Steinkohlen destillirt werden. Das flüchtige Gas steigt durch eine Röhre von Eisen in ein eisernes Kühlfaß, worin sich der destillierte Theer und das Del verdicken und im flüssigen Zustande in einer besondern Röhre niederschlagen. Dagegen steigt das leichte Gas in eine höhere Röhre und dann in eine dichtverschlossene Vorlage (Recipienten) voll Wasser. Das Gas sammelt sich oben in dieser Vorlage und drückt das Wasser wieder bis unter die kleinen Löcher unten an der Vorlage und entweicht in Blasen durch das Wasser in den Behälter, worin der Gasbehälter eintaucht, in dem sich das Wasserstoffgas anhäuft.

Der Gasbehälter ist gewöhnlich ein großer, fast immer walzenförmiger Kasten von Eisen oder Zinkblech, dessen Theile so dicht verbunden sind, daß das Gas nicht entweichen kann. Der untere im Wasser eingetauchte Theil ist offen und ebenfalls voll Wasser, so wie aber das Gas eindringt, verdrängt es das Wasser und hebt den Gasbehälter, welcher an Stricken hängt, welche über Rollen laufen und durch Gegengewichte gespannt erhalten werden.

Dieser Gasbehälter leitet die Ausströmung des Gases in den Erleuchtungskolben; denn das Destillationsgefäß liefert nicht immer in gleicher Maße das Gas, während der Destillirung der Steinkohlen. Wenn sich viel Gas aus dem Destillirungsgefäße erhebt, so steigt der Gasbehälter höher. Der Druck, welchen er auf das Gas ausübt, um dasselbe in die Leitungsröhren nach dem Erleuchtungskolben zu drängen, ist sich stets gleich, weil der Druck des Gases stärker ist, als derjenige des Gegengewichts.

Ehe das Gas in den Behälter eindringt, muß es durch eine beträchtliche Menge Kalkwasser strömen, welches ihm allen Pech- und Schwefelgeruch entzieht. Da, wo man diese Vorrichtung gar nicht oder nicht im gehörigen Umfange anwendet, entzündet sich das Gas im Erleuchtungskolben entweder gar nicht oder verbreitet durch die Seitenströmung aus den nicht hinlänglich dichten Leitungsröhren einen widerlichen Gestank.

Die Erleuchtungskolben, worin das Gas verbrennt, haben die Form einer Röhre mit einer oder mehreren Mündungen, oder eines hohlen Ringes, welchem das Gas zugeleitet wird, und dieser Ring eine Zahl kleiner

Löcher, aus welchen das Gas in der Form einer Krone hervordringt. Dieß ist die gewöhnlichste und zweckmäßigste Einrichtung; denn da der Sauerstoff der Luft bis zur Mitte der Flamme reicht und solche gleichsam umschließt, so ist die Verbrennung des Gases vollständiger und folglich die Flamme heller. Bringt man einen brennenden Körper an dieses Gas, so dauert die Verbrennung so lange fort, als die Leitungsröhren dem Erleuchtungskolben Gas zuführen.

Ein Gasbehälter von 3 Fuß Durchmesser und 4 Fuß Höhe würde etwa hinreichen, um für 40 Stunden das nöthige Licht einer guten argand'schen Lampe zu liefern, oder um in fünf Stunden acht Flammen zu unterhalten, deren Helle 160 Flammen unserer Laternen mit Lichtwerfen gleicht, wozu etwa 18 Pfund gute Steinkohlen genügen.

Das, was von den Steinkohlen nach der Destillirung übrig bleibt, nennt man abgeschwefelte Steinkohlen (Cokes), deren Werth einen großen Theil der Erleuchtungskosten bestreitet.

Wenn man auf eine ähnliche Art Del destillirt, so liefert das Delgas eine viel hellere Flamme als die Steinkohlen. Obgleich jedoch die Steinkohlen in England häufiger und wohlfeiler sind als in Frankreich; so wendet man doch nur in England das Pflanzen-Del, dessen Samen man meistens aus der Fremde bezieht, zur Erleuchtung an, indem die jede Erfindung immer vervollkommnenden Engländer entdeckten, daß man zu einer gleichen Masse Licht weniger Del-Gas als Steinkohlengas verbraucht. Zugleich erklärt uns dieß, warum Holstein, das seinen Rapsbau jährlich schon so erweitert hat, daß es mehr Raps als Weizen erbauet, für solchen gegen hohen Zoll auf stete Einfuhr in England rechnen kann und warum bei fortgehender Gaserleuchtung das innere Deutschland mit Recht den Anbau der Delsaaten vermehrt.

Von dem Worte Pfennig.

Mancher hat wohl den Einfall gehabt, zu sagen, das Pfennig-Magazin müsse wohl ein gemeines Ding seyn, weil man es mit einem so gemeinen Namen benannt habe, und hat hernach sein Wort umgekehrt und gesagt, es sey zu gut, um mit einem so gemeinen Dinge, als ein Pfennig sey, verglichen und darnach benannt zu werden. Ein solcher bedenkt nicht, was das Wort Pfennig eigentlich bedeutet, und es ist nöthig, daß es hier beiläufig erklärt werde. Pfennig, eigentlich Pfenning, ist ein uraltes, deutsches Wort, das vor tausend Jahren Pfantine geschrieben wurde und so viel heißt als Geld überhaupt; seiner eigentlichen Bedeutung nach ist es der Name eines jeden Stückes Metall, das rund wie eine Pfanne geschlagen und zum gemeinen Gebrauche bereitet ist. Ein Pfennig ist also nicht blos die kleine Kupfermünze, sondern es giebt auch Schaufennige, Pathenpfennige, Gnadenpfennige und Denckpfennige von Gold und Silber, die wie billig um so mehr in Ehren halten, als sie anfangen selten zu werden. Auch weiß Jedermann, daß ein Sparpfennig ein köstliches Gut ist, das schon Manchem aus der Noth geholfen hat, was nicht wohl geschehen könnte, wenn es nur ein einziger Kupferpfennig wäre. Wie manches Kind freuet sich der blanken Mutterpfennige, die es im Sparbüchlein hat! Wie mancher unbemittelte Mann hat schon einem armen Reisenden einen Zehrpennig gegeben und ein „Gott lohn' es!“ dafür bekommen! Welch ein wichtiges Ding ist bei verschiedenen Verträgen im gemei-

nen Leben der Haftpfennig und der Mietpfennig, und wie mancher Mensch hat schon bei Gelegenheit des Weichtpfenniges Rath, Trost und Ruhe gefunden! Hieraus geht hervor, daß ein Pfennig auch viel mehr seyn kann, als nur ein Kupferpfennig, der blos zwei Heller werth ist. Damit will man aber auch den Kupferpfennig nicht verachten; der geneigte Leser erinnert sich wohl des Sprichworts: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth! Der Pfennig ist also allerdings hoch zu achten; es ist nicht gut, wenn in einem Lande der Pfennig nichts gilt, d. h. wenn man kein Brötchen um einen Pfennig kaufen kann, sondern das sind die wohlfeilsten Länder, wo es am meisten Pfennige und kleines Geld giebt. Für die Hoffart läßt sich freilich um einen Pfennig nichts kaufen, darum bringt auch die Hoffart manche Familie an den Bettelstab, deren Aeltern reich waren, weil die Großältern die Pfennige zusammengesparrt hatten. Sonach wird wohl Niemand im Ernste einen Pfennig als ein ganz unbedeutendes und verächtliches Ding ansehen, besonders wenn er weiß, daß unsre Vorfahren viel darauf gehalten und manches Sprichwort darüber gehabt haben. So hatten sie die folgenden Reime:

Freundschaft gehet für alle Ding.
Das straf ich, sagt der Pfennig,
Denn wo ich fehr und wende,
Hat alle Freundschaft ein Ende.
Iß und trink und hab fürgut,
Denn zittlich Verderben wehe thut.
Du magst ein Pfennig gesparen als schier,
Als gewinnen, soltu glauben mir.

Sie sagten auch: Pfennig ist Pfennigs Bruder, d. h. mein Pfennig ist deines Pfennigs Bruder; oder: weil ich habe, sollst du auch haben. Ferner: Wer einen Pfennig nicht eben so lieb hat, als einen Gulden, der wird nicht leicht Gulden wechseln; aber auch: Es ist ein guter Gulden, der hundert, und ein guter Pfennig, der einen Gulden erspart. Dergleichen Sprichwörter giebt es noch mehrere; ich will nur noch diese beiden ganz alten hersezen:

Wer der Pfennig nit en hat, der gang an der toren rat.
Wer zu drien Halbling (Heller) ist geboren, der kan zu zwo Pfennig niemer komen.

Und nun will ich noch kurz sagen, warum diese Schrift das Pfennig-Magazin genannt worden ist. Ein Magazin heißt sie deswegen, weil, wie man in einem Magazine keine Modewaaren, die schnell vergehen, sondern nur dauerhafte gute Waaren niederlegt, so auch in diese Schrift kein leichtes, loses Geschwätz aufgenommen wird, sondern nur solche Sachen darin beschrieben, erklärt und abgebildet werden, die Jedermann zu wissen nützlich sind und es immer seyn werden; und Pfennig-Magazin deswegen, weil dieses Werk nicht für Fürsten ausgefertigt wird, um sich von denselben ehren zu lassen, noch für Reiche, um sich von ihnen theuer bezahlen zu lassen, noch überhaupt um großen Gewinnes willen, sondern zu Nutz und Frommen Aller, besonders aber derjenigen Stände, welchen sonst dergleichen nicht geboten wird, und welchen neben den Thalern und Groschen auch Pfennige durch die Hände gehen; denn wer sein Vaterland und Volk lieb hat, der sucht sich ihm nützlich zu machen, und nimmt mit kleinem Verdienste vorlieb: wer aber nur schafft, um reich zu werden, der hat seinen Lohn dahin.

Beschäftigung eines Studenten im 16. Jahrhunderte.

Heinrich Demesmes, der Sohn eines Professors der Rechte zu Toulouse und ersten Präsidenten des Parlaments der Normandie, welcher, 16 Jahre alt, die dortige Universität besuchte, sich durch seine Gelehrsamkeit auszeichnete, später viele hohe Staatsämter bekleidete und als Kanzler von Frankreich im J. 1596 starb, sagt von seinem Universitätsleben Folgendes: Wir standen um 4 Uhr auf, und nachdem wir unser Gebet verrichtet hatten, gingen wir um 5 Uhr in's Collegium, trugen unsere großen Bücher unter dem Arme und Schreibmaterialien und einen Leuchter in der Hand. Ununterbrochen hörten wir bis 10 Uhr Vorlesungen, dann ging es zum Mittagessen; vorher aber brachten wir eine halbe Stunde damit zu, das Vorgetragene durchzusehen. Nach dem Essen lasen wir zur Erholung den Sophokles, Aristophanes oder Euripides, und oftmals Demosthenes, Cicero, Virgil oder Horaz. Um 1 Uhr ging es abermals ins Collegium, um 5 Uhr auf die Studirstube, wo wir das Vorgetragene nochmals durchgingen, und um 6 Uhr hielten wir unser Abendessen, dann lasen wir griechische oder römische Klassiker. An Festtagen wohnten wir der Messe oder der Vesper bei; verbrachten die übrige Zeit des Tages mit Musik oder Spaziergang; zuweilen waren wir bei unsern väterlichen Freunden zu Mittag; und die übrige Zeit brachten wir bei den Büchern zu.

Der Baobab. (*Adansonia digitata*.)

Das Vaterland dieses prächtigen Baumes ist das heiße Afrika, und vorzüglich gedeihet er im westlichen Afrika zwischen dem Senegal und dem Gambia. Dort hält man ihn für das größte und erhabenste Erzeugniß des Pflanzenreichs, und wegen seines ungewöhnlich großen Umfangs und edlen Ansehens verdient er mit Recht den Namen: König der Bäume. Sein Stamm ist wohl nicht höher, als 15 Fuß gefunden worden und hat oftmals nicht weniger, als 80 Fuß im Umfange; seine untern mit Büscheln von Blättern gezierten Aeste erstrecken sich in großer Weite hin, und bilden eine Masse von Grün, das ihm einen eben so erstaunenswerthen Umfang, als ein schönes Ansehen giebt. Der Umfang eines vollkommen ausgewachsenen Baumes bildet an den Spitzen der Aeste einen Kreis von 450 Fuß, so daß dieser Haufen von Holz und Blättern mehr das Ansehen eines ganzen Waldes, als eines einzelnen Baumes hat. In dem anmuthigen Schatten seiner ausgebreiteten Zweige ist es, wo der müde Neger, von der brennenden Sonne und der schwülen Luft durchglüht, sich niederwirft, und sein schützendes Obdach ist es, unter welchem der vom Sturme überraschte oder bedrohte Wanderer seine Zuflucht sucht.

Die Blüten sind so riesenmäßig wie der Baum, welcher sie trägt; sie sind 4 Zoll lang und haben im Durchmesser fast 6 Zoll und zeigen sich im Juli. Die Früchte reifen in der zweiten Hälfte des Octobers oder in der Mitte des Novembers. Die Frucht ist in Form sehr verschieden, zuweilen ist sie länglich und an den Enden zugespitzt, oftmals vollkommen rund, und bisweilen hält sie die Mitte zwischen beiden Formen, und eben so verschieden ist sie an Größe. Sie ist 18 Zoll lang und mit einer grünen Schale oder Hülse umgeben, die getrocknet eine dunkelgelbe und oftmals eine dunkelbraune Farbe annimmt. Sie ist mit sehr schönen Streifen geziert und hängt an einem fast 2 Fuß langen Stiele oder

Stiele. Inwendig ist sie eine sehr saftige, schwammige Substanz von einer blaffen Chokolatenfarbe; die Saamenkörner sind braun und gleichen an Form den Schminkebohnen. Die Rinde des Baumes ist beinahe einen Zoll dick, aschgrau, fettig anzufühlen und sehr weich; auswendig hat sie eine Art Firniß, die innere Seite ist glänzend grün und schön gefleckt mit glänzendem Roth. Das Holz des Baumes ist weiß, sehr weich und läßt sich gut bearbeiten; auch soll es manchen besondern Nutzen haben, den die Neger sehr hoch schätzen.



Der Baobab.

Das Alter dieses Baumes ist nicht weniger merkwürdig; aus den Namen und Jahreszahlen, die von Europäern in solche Bäume eingeschnitten worden, kann man abnehmen, daß ihre Dauer auf 5 bis 6 Jahrhunderte hinausgeht. Ja, Einige haben es aus den Holzringen auf 5 bis 6000 Jahre berechnet. Die Blätter sind in dem jugendlichen Alter des Baumes von einer länglich runden Form, 4 bis 5 Zoll lang und mit mannigfachen Adern versehen, die von der mittelften Rippe in ein schönes und glänzendes Grün auslaufen; bei fortgeschrittenem Wuchse des Baumes und bei seinem Zunehmen an Höhe und Umfang verändert sich die Form der Blätter und sie theilen sich in 3 Theile; später, wenn er sein vollkommenes Wachstum erreicht und umfangreich wird, theilen sich diese drei Theile in fünf, und das Blatt nimmt eine Form an, die einer Menschenhand nicht unähnlich ist.

Die Neger am Senegal trocknen die Rinde und die Blätter im Schatten, und bereiten daraus ein feines Pulver, welches von grüner Farbe ist und in leinenen oder baumwollenen Beuteln aufbewahrt wird. Sie gebrauchen dieses Pulver zu ihren Speisen, wie wir den Pfeffer und das Salz, nicht um der Speise einen guten Geschmack zu geben, sondern um ihrer Gesundheit willen, die Ausdünstung vollkommen heizubehalten und die Hitze ihres Blutes zu mäßigen, also zu Zwecken, die sehr wohl berechnet sind. In den Monaten September und Oktober, wenn der Regen plötzlich aufhört, dunstet, in Folge der Sonnenhitze, das stehende Gewässer aus und die Luft füllt sich mit schädlichen Dünsten, wodurch ansteckende Krankheiten entstehen. In dieser gefährlichen Jahreszeit nun wird ein leichtes Dekokt aus den im vergangenen Jahre gesammelten und sorgfältig im Schatten getrockneten Blättern des Baobab für ein großes Hülfsmittel gehalten.

Auch die Frucht ist nicht minder werthvoll, als die Rinde und die Blätter; das Fleisch derselben, in welchem die Saamenkörner enthalten sind, giebt eine angenehme und kühlende Nahrung von säuerlichem Geschmacke, und dient oftmals den Eingebornen zu einem Mahle; die Wohlhabenden mischen Zucker darunter, um die Säuren zu mäßigen. Die holzige Schale der Frucht, auch die verdorbene Frucht selbst, ist für den Neger eine sehr gute Zuthat zur Bereitung der Seife.

In Habesch bauen die wilden Bienen in dem

Stamme des Baobab ihre Wohnungen, und der in ihm zubereitete Honig soll einen ganz eigenthümlichen köstlichen Wohlgeruch und einen sehr angenehmen Geschmack haben, weshalb dieser auch höher geschätzt und mehr als andere Sorten gesucht wird.

Die hohlen Stämme der abgestorbenen Bäume dienen zu Grabstätten für Dichter, Musiker oder Gaukler. Personen dieser Art stehen bei den Negern in großer Achtung; sie legen ihnen irriger Weise höhere Talente bei, als ihren andern Mitbrüdern, welche besondere Gaben sie von einer Gemeinschaft mit Schicksalsgöttern, Zaubereern und bösen Geistern erhalten sollen; sie werden daher, so lange sie leben, von ihren Stämmen sehr geachtet, und man macht ihnen den Hof. Aber nach dem Tode wird der Körper eines solchen Menschen mit so großem Abscheu betrachtet, daß man ihn nicht einmal der Feierlichkeiten der Verbrennung würdigt, noch in der Erde bestattet, noch in das Meer oder in einen Fluß wirft, und das aus der abergläubischen Furcht, daß das so entehrte Wasser den Fischen die Nahrung versagen und die Erde unfruchtbar werden würde. Um also die Körper auf irgend eine Art los zu werden, ohne die Erde oder das Wasser zu entwürdigen, steckt man sie in die hohlen Bäume, wo sie nicht in Fäulniß gerathen und mit der Zeit ganz trocken und dürr werden; sie bilden auf diese Art, ohne einbalsamirt geworden zu seyn, eigentliche Mumien.

W o c h e .

Am 11. Januar 1698 kam Peter der Große, Czar von Rußland, nach England, und arbeitete als Schiffszimmermann auf den Werften zu Deptford, um auch die Kenntnisse und Vortheile der englischen Schiffbauer nach Rußland verpflanzen zu können.

Der 12. Januar 1807 brachte ein großes und schweres Unglück über die Stadt Leyden in Holland. An diesem Tage sprang nämlich ein französisches, mit Schießpulver beladenes Fahrzeug in einem der Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, in die Luft und zerstörte eine große Anzahl der nahe gelegenen Häuser. Einhundert und acht und zwanzig Menschen fanden dabei ihren Tod; und mehr als zwei Tausend wurden verwundet aus den Trümmern der Gebäude herausgezogen.

Am 13. Januar 1790 sprach der National-Convent in Frankreich die Aufhebung der Klöster aus.

Am 14., nach Andern am 26. Januar 1742 starb der berühmte englische Astronom, Edmund Halley, von welchem der Komet, dessen Wiederkehr in der zweiten Hälfte des Jahres 1835 erwartet wird, seinen Namen hat, weil er ihn zuerst beobachtet und seine Bahn berechnet hat.

Der 15. Januar 1559 war der Krönungstag der Königin Elisabeth von England, welche bis zum Jahre 1603 regierte, und die Schöpferin der englischen Seemacht genannt werden kann.

Am 16. Januar (nach andern Angaben am 17., nach noch andern schon am 1.) 1556 legte Kaiser Karl V., König von Spanien, die spanische Krone nieder zu Gunsten seines Sohnes Philipp II., und zog sich in das spanische Kloster St. Just in die Einsamkeit zurück, wo er zwei Jahre später, am 21. September 1558, starb.

Der 17. Januar 1756 ist der Geburtstag des größten deutschen Komponisten, des unsterblichen Mozart's.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.